



## Altwürzburger Sitt' und Art.

Von

Dr. Leo Witz, Würzburg.

Troh und heiter wie die Sonne über seinem Tale lacht, ist die Lebensart des Würzburger. Wo es zu feiern gibt, da ist er bei seinem lebhaften Temperament des Weinländers mit Leib und Seele dabei. So ist es heute, so war es früher. Die zahlreichen kirchlichen Feste mit all ihrem Aufwand an Prunk und Pracht waren für ihn Grund genug sich der Freude zu weihen, die zünftlichen Feiern im Kreise gleichgestimmter Standes- und Handwerksgenossen und die zu Hause im Beisein der weiten Bekanntschaft und Bekanntheit fröhlich begangenen Familienereignisse gehörten zu den wichtigsten Begebenheiten seines Lebens. Die feierlichsten Bräute waren dabei im Schwunge. Diese in ihrer Gesamtheit darzustellen, sei mir vielleicht ein andermal gestattet, für heute nur einige Ausschnitte daraus. Wenige Städte gibt es, in denen der Frühling herrlicher und prächtiger seinen Einzug hält, als hier in der trauten Bischofsstadt. Ist es da zu verwundern, wenn ihm Jung und alt zusubelt? Bis zum Jahre 1770 war der 1. Mai ein Feiertag für die ganze Stadt, besonders für die Jugend. In kleinen Abtheilungen zogen die Mädchen von Haus zu Haus durch die Straßen. Das vorderste von ihnen trug eine kleine grüne, mit Bändern geschmückte Birke, den „Maibaum“ oder den „Maie“. Um diese Birke schlossen die kleinen Mädchen, Hand in Hand geschlossen, einen Reigen, tanzten vor den Häusern, aus denen sie eine kleine Geldspende erwarteten, und sangen dabei das Liedchen:

„Der Maie, der Maie  
Ist gar 'n schöne Zeit,  
Da soll man lustig und fröhlich sein,  
Lustig und fröhlich.  
Die Jungfrau, der Ehlich'  
Das Patzchen, das Patzchen  
Gefällt uns gar zu wohl.  
Es muß ein reicher Kaufmann sein.  
: Der uns ernähren soll :  
Laßt die Jungfern springen.  
Laßt die Vögel singen.  
Der Maie, der Maie  
Ist gar 'n schöne Zeit“.

Das Geld wurde für einen kleinen Abendhinaus verwendet.

Der nun beginnende Sommer war eine Zeit der höchsten öffentlichen Lustbarkeit. Zunächst sei hier der Tag des hl. Urban genannt, ein Feiertag für die Winger und Häcker. Die diesen Tag festlich begangen, weil da die Trauben zu blühen anfangen. Sie stellten auf dem Markte oder sonst einem öffentlichen weiten Plage die Statue des Heiligen auf einen mit „zweheln und ißichthuch“ belegten, mit wohlriechenden Kräutern bestreuten und mit Kränzen geschmückten Tisch. War der Tag heiter,

so taten sie dem Bilde viel Ehre an „mit froenen Speisen“ und überschütteten es mit Wein. Regnete es aber, so wurde die Statue mit Wasser begossen, in den See geworfen und dorth beschimpft und geschmäht. Denn es hing nach dem Glauben der Winger von dem Wetter am Tage des hl. Urban ab, ob der Herbst gut oder schlecht ausfallen würde.

Um dieselbe Zeit gab die Fischerzunft, wurde ihr die Erlaubnis dazu erteilt, ein sog. Fischerstechen mit dem „neptunischen Dreijack“ auf dem Main und hielt danach, uraltem Brauche folgend, einen fröhlichen Tanz.

Das Pfingstfest war für Stadt und Land die Zeit der großen Wallfahrten. Tausende frommer Beter strömten in dieser hl. Zeit aus nah und fern hier zusammen, um dem Frankenapostel und seinen Gefährten würdige Verehrung zuollen. Den weitesten von der Stadt entfernten Wallfahrern, die erst am 2. Feiertage ankamen, pflegte das Domkapitel bis zur Orden entgegenzugehen und bei ihrem Abschiede am 3. Tage bis zum Grafenstadel das Geleite zu geben, wo die auswärtigen Pfarrer und Priester einen Ehrentrunk erhielten. Infolge der vielen und schweren Kriegszeitern blieben später die meisten der Prozessionen aus. Der Ehrentrunk aber wurde schon zu Fries' Zeiten den hiesigen Geistlichen, dem Hofgesinde, dem Bürgermeister und den Räten der Stadt in eigens dazu gefertigten Gläsern und mit jedem Glase ein grünes Kränzchen präsentiert zum Andenken an den früheren Wallfahrtsbrauch.

Auf den 2. Pfingsttag fiel auch der eine der Jahrestänze, die den Bäckern bestellt waren. (Der andere fand am 2. Weihnachtszuge statt). 1584 jedoch drang der Magistrat bei Julius Echter auf ihre Abschaffung, weil dabei nichts als „Lünde, Schande und Vaster mit Fressen, Saufen, Gotteslästern, unächtigen Tänzen, Verbrechen, schandbaren, unehrbarren Weeten und Werken getrieben werde“. Doch zu gänglicher Unerdrißung des Tanzes konnte sich der Fürstbischof nicht entschließen und so verordnete er denn: daß derselbe künftig nicht mehr an jenen zwei heiligen Tagen, sondern an anderen gehalten werden sollte, wobei jedesmal zwei der ältesten Bäcker oder zwei Zunftgeschworene die Aufsicht zu führen hätten. Übertreter der Ordnung sollten mit dem Narrenhaus oder auf eine sonstige Art bestraft werden. Die Identitäten jedoch, die zur übrigen Sommerszeit in der Stadt gehalten wurden und bei denen bisweilen Lieder „um die Kränze“ gesungen wurden, verbot Julius streng, da „allerhand Unsat, Schlägerei, Unzucht und Unpöigkeit gepöürt wurde“.

Wie heutzutage wiederum allüberall auf den Höhen des Frankenlandes die „Johannisfeuer“ zum Himmel aufflammen, so wurden am Vorabend des St. Johannisfestes, wie Sebastian Franck sagt, auf den öffentlichen Plätzen die „fimerfeuer“ entzündet. Groß und Klein war um die brennenden Holzstöße versammelt und trug zur Abwehr der unholden Geister „sunderre freng von besuch und eisenkraut“, in Weiss „ein blau kraut, Rittersporn genant“ haltend. Diese Blume hielt man vor die Augen, wenn man ins Feuer sehen wollte. Denn wer das tat, blieb das ganze Jahr über vor jeglichem Augenübel bewahrt. Ging man nach Hause, so warf man den Kranz, mit dem man sich geschmückt hatte, und die Blume ins Feuer und sagte dabei die Worte: „Es gehe hinweg und werd' verbrannt mit diesem kraut all' mein Unglück“. Selbst der Bischof übte mit seinem Hofgesinde den Brauch des Johannisfeuers, das er auf dem Marienberg abbrennen ließ. Dabei rollte man große feurige Kugeln den steilen Hang hinab in den Main, „so meysterlich zugerecht als ob es fliegend Irachen weren“.

Am Tage des Heiligen selbst vergnügten sich die Mädchen mit den sog. „rosenhäfen“. Sie liehen sich „häfen voller löcher“ machen, heften die Vöcher mit Rosenblättern zu und heften wie in eine Vasserne ein Eide dorein. Dann hängten sie die Häfen zum Fenster hinaus und sangen „umb ein frang meysterlieder“. Dieses Singen „umb ein frang“ war ein lieber Brauch während des Sommers. Wenn die Mädchen am Abend „in einem ring“ herumfängen, kamen die Gesellen „in ring und fangen, umb ein frang gemeinlich von wägeln gemacht, reimweih vor“. Wer am besten sang, erhielt den Kranz.

Kein Tag war für das ganze Frankenland, in erster Linie aber für Würzburg von größerer Bedeutung als das St. Kiliansfest. Am Vorabend schon drachten, ähnlich wie am Pfingstfeste, die Pfarreien der Stadt und der umliegenden Dörfer ihre Heiligthümer in feierlicher Prozession in den Dom, um sie dann am andern Tage unter der Begier wieder nach Hause zu tragen. Der Vorabend

des Kilianfestes war auch deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil an diesem Tage die Kilianmesse, die besuchteste aller Würzburger Jahrmessen, begann. Acht Tage lang pflegte sie der Magistrat „auszuschreiben“ und lange vorher traf er schon gewisse Vorsichtsmaßregeln für die öffentliche Sicherheit. Am gleichen Tage wurde von dem jüngsten Regierungskanzlisten im Namen des Fürstbischöflichen Geheime verordnet für alle, die die Messe besuchen wollten. In diesem Zwecke besah der genannte Beamte am Dom ein Pferd aus dem fürstlichen Marstalle. Ein Reitknecht und die beiden Stadtknechte begleiteten ihn. Er machte seinen Reit in weißen seidenen Strümpfen und mit einem großen Blumenstrauß vor der Brust. Seine Begleiter waren ebenfalls mit einem Blumenstrauß geschmückt, die der jeweilige Stadtknecht gegen Bezahlung lieferte. Das Geheime wurde zuerst bei der bischöflichen Kanzlei verordnet, dann bei dem „Grünbaum“ (Rathaus) und zuletzt am Sandertor, schließlich von den Stadtknechten an allen äußeren Thoren angeheftet. Hierauf eilt der Verkündiger abermals zum „Grünbaum“, wo ihm die Rathsherrn fleißig zuranken und „neben vieler böser Münz einen schönen Goldgulden verordneten“. Mit der fürstbischöflichen Regierung hörte auch dieser Brauch auf. Das Kilianfest selbst zerfiel in eine prunkhafte kirchliche Feyer und eine ausgelassene weltliche. Die Stadt hatte ihr schönstes Kleid angelegt. Geschmückt waren Straßen und Häuser. In aller Frühe waren Einheimische und Fremde, die nicht bloß der Messe wegen sich in der Stadt eingefunden hatten, auf den Beinen um die prächtige Prozession zu sehen, die sich unter Führung des Fürstbischöflichen, der das Allerheiligste trug, vom Dom zum Neumünster bewegte. Hier wurden die Gebeine der heiligen Märtyrer Kilian, Kolonat und Totnan unter feierlichen Gesängen erhoben und mitgeführt und weiter ging der Zug um den Neumünster- und Dombezirk wieder in die Kathedrale zurück. Der ganze fürstliche Hofstaat, sämmtliche Äbte und Domherren, der Stadt- und Landadel, der Rat mit seinen Bürgermeistern beteiligten sich mit dem größten Theile der Einwohnerchaft an dieser großen Prozession, die von der Bürgerwehr mit ihren Fahnen und Feldzeichen unter klingendem Spiel eröffnet wurde, während die hier in Garnison liegenden Regimenter, in der früheren Zeit die Stadtruppen in ihrer besten Uniform und ihren glänzenden Wehren Spalier bildeten. Das Domthor bewirthete ehemals an diesem Tage die übrige Geistesgesellschaft. Zum Andenken erhielt jeder Geistesgesellschaft zwei Maß Wein aus dem Pflanzhofe des Domkapitels.

Den Tag beschloß ein fröhliches Tanzfest, der „Kilianstanz“, den die jungen Domherren und Hofjunger den zahlreich mit Frau und Töchtern anwesenden Adligen und Rittern im „Grünbaum“ gaben. Da tanzten sie „cöselich und zierlich“, bis es zehn Uhr schlug, und „hatten des gnedigen Herrn Bischoffs pfeuffer“. Die Domherren stellten die Wandkerzen, Licht, Konfekt und Wein. Der Propst von St. Burkard gab zwei Eimer Wein dazu. Am Abend des folgenden Tages wurde der Tanz fortgesetzt, bis 11 Uhr, wogu der Rat Kerzenlicht, Wein und Konfekt schenkte. Auch an einem dritten Tage wurde dem Tanze gehuldigt. Doch pflegten an diesem Abend meist die Hofjunger allein den Tanz zu halten, dazu einzuladen und die Kosten zu bestreiten. Das Domkapitel bewilligte dafür einen Beitrag von zwei Eimern guten Weines oder 8 Gulden. 1577 beschloß es aber, daß in Zukunft jeder junge Domherr bei seiner Aufschwörung zwei Gulden zum Kilianbanze zahlen sollte. Während dieser Länge im „Grünbaum“ führte der gemeine Pöbel von Stadt und Land solche im Rädermaingebäude auf. Die letztgenannten Länge, zu welchem das ehemalige Ritterstift St. Burkard den Wein um ein Spottgeld auszapfen zu lassen verbunden war, kamen, wie Scharold berichtet, erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts außer Übung, während der Tanz der Domherren und Hofjunger schon zu Beginn des 30jährigen Krieges erlosch.

Da der Weinbau für viele Bürger die Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz bildete, darf man sich nicht wundern, wenn das ganze Jahr über vom Weitschick die Rede ging. Das Blühen der ersten Reben erregte dieselbe Aufmerksamkeit wie die erste weiße Traube. Daher war der 10. August, der Tag des hl. Laurentius, im Kalender der Winger gleich dem des hl. Urban vor angebracht, denn dieser Tag war ein ähnlicher Festtag wie der letztgenannte. An ihm konnte man wahrscheinliche Schlüsse auf die Güte des künftigen Weines ziehen. Mit grünem Weinlaub und weichen Trauben, falls es deren schon gab, schmückte das Volk am St. Laurentustage das Bild dieses Heiligen im Dome und steckte ihn um eine reife Ernte an. War doch ein guter Herbst nicht nur von der größten Bedeutung für die ganze Stadt, sondern für viele ging eine wonnige Zeit

hissen, unentwegten Genießens an. Der Beginn der Weinlese wurde vom Domkapitel als dem Hauptgutherrn festgesetzt. Waren die Trauben reif, so verkündete der Domprobst, der erste Prälat des Domkapitels, durch einen feierlichen Ausruf, wobei ihn ein ansehnliches Gefolge begleitete, den Anfang der Weinlese. Diese aber durfte nur nach einer vom Zehntherrn bestimmten Ordnung vorgenommen werden. "Denn es konnte nicht heisse der, morgen der lesen, sondern alle, die auf einem Berge Wein hatten, ernteten die Trauben an einem oder zwei Tagen zusammen ein. Die Lese wurde heute für diesen, morgen für jenen Weinberg angeordnet. Am Fuße der Berge wurde der Zehent eingesammelt. Um Betrug zu verhüten, wurde von seiten des Zehntherrn jedem Winger ein junger Bursche zur Beaufsichtigung beigegeben, „der den zehende buten in seinem herren sah zugehörig mercken und verschaffen mühe". War die Lese beendigt, so versammelten sich diese Aufseher auf dem Felde, handten aus Stroh Fackeln (Strohschauben), zündeten diese nach Eintritt der Dunkelheit an und zogen dann, von den festlich gekleideten Wingern und Wingerinnen begleitet, mit der letzten Beerenfabre singend und lachend zur Stadt. In der Spitze des Zuges, der „den Herbst einleuchtete", ritt der Domprobst als „Herbstherr" oder „Reitherr" mit einem stattlichen Gefolge von Domherren, Adligen, Ratsherren, Hof- und Staatsbeamten unter dem Klang der Pauken, Trommeln und Schalmeien. In der Stadt wurde das Fest fortgesetzt mit einem Mahle, bei dem die „Herbst- oder Kaltergans" aufgetragen wurde. Daß es dabei hoch herging und dem Wein besonders zugesprochen wurde, bedarf wohl nicht besonderer Erwähnung.

Die Trauben kamen auf die Kelter, der Most in den Keller, wo er sich austoben konnte. Freilich manches Schöpflein „Eühen" und „Federweißen" ging unterdessen den Weg alles Irdischen. Offiziell jedoch wurde der „Kraus" zum ersten Mal auf den Tisch gebracht am allgemeinen Kirchweihstage, an Martini, einem Hauptfeiertage des Frankenlandes. Sebastian Frank berichtet von diesem Tage: St. Martin wird gefeiert „im haub ob rüch . . . Erstlich loben so Sanct Martin mit gutem wein, genhen, biß so voll werden. Unselig ist das haus, das nit auff diß nacht ein ganz zu essen hat; da zeyhen so ohre neümen wein an, die so bißher behalten haben . . ." Man vergaß aber bei allem Jubel der Armen nicht, die man mit reichlichen Weinspenden bedachte. Auch die Künstler in den Städten erhielten noch zu Oberhärs Zeiten von jedem Ehorherrn und verschiedenen Handwerksleute von ihren Kundschaftern an diesem Tage einen Krug Wein. Öffentliche Schauspiele dienten der allgemeinen Belustigung. Am Vorabend des St. Martinstages fand im Feuderhose ein Oberkampf statt. In diesem Froede wurde schon ein paar Tage vorher ein Amphitheater errichtet und der Hof mit Stroh bestrukt. Am genannten Tage nach der Vesper versammelten sich die Domherren auf den für sie zubereiteten Eihen und eine Menge Volkes. Es wurden dann mehrere Eber aufeinander gehetzt, die sich vor Wut gegenseitig wüeten. Das Fleisch wurde teils unter die Vornehmeren teils unter das Volk verteilt. Während der Schweinscheze wurde den Domherren Most gereicht und einer gab dem andern den Becher weiter. Dieser Brauch wurde wohl noch zu Lebzeiten Böhm's (um 1520) abgeschafft. Einer anderen Eute zu Martini bedarf noch der Erwähnung, der sog. „Nachtgelang". Von diesem Tage an wurde bis Weichnachten mit der Glocke, womit sonst um 2 Uhr das erste Zeichen zur Vesper gegeben wurde, um 5 Uhr bis 9 Uhr abends unangeführt geläutet, um durch den Schall der Glocke Reisende, die vielleicht in der Dunkelheit vom Wege abgerrnt seien, wieder auf den rechten Weg zu leiten. Auch im Stifte St. Barbara und zu Neusmähler herrschte dieser Brauch, der hier erst 1793 einging.



## Kleine Bausteine zur Geschichte der Bevölkerungsbewegung in Franken.

Von

Dr. Otto Kiedner (München).

Die Bevölkerungszahl am Ende des Mittelalters läßt sich nur mit großen Schwierigkeiten feststellen, da sie in den Quellen fast nie unmittelbar angegeben wird, sondern erst mittelbar aus zusammenhanglosen Einzeldaten errechnet werden muß. Daher sind alle, auch die kleinsten Nachrichten willkommen, die uns neues Material bieten, wenn sie uns auch nicht gerade gleich in den Stand setzen, nachzuprüfen, wie es mit der Bevölkerungsbewegung vom Ende des Mittelalters bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts sich in Wirklichkeit verhielt.

Für Karlstadt am Main enthält ein i. J. 1475 angelegtes Gotteshausregister<sup>1)</sup> die wertvolle Nachricht, daß die Brochsteuung, die für jedes Kind eine Egende von einem Brot am Vorabend von Christi Himmelfahrt bestimmte, 1475 nicht weniger als 1400 Brote benötigte. „so vil junger Welt was in diser Stat“. Aber gleich nach diesem Termin begann ein großes Sterben, bei welchem zwischen Himmelfahrt und Michaelstag (also vom 4. Mai bis 29. September) mehr als ein Drittel des Volkes an der Pestilenz verstarben, nämlich mehr als 700 Menschen. Karlstadt zählte also vor der Pest ungefähr 2100 Seelen. Diese Zahl findet eine gewisse Bestätigung darin, daß die Einwohnerzahl im Jahre 1797 2200 betrug<sup>2)</sup> (1904: 2886). Denn diese pflegt für die Zeit um 1800 gegenüber dem Stand vom Ende des Mittelalters ganz allgemein nur eine geringe Steigerung aufzuweisen. Um so auffälliger ist die so außerordentlich hohe, eigentlich allen Erfahrungen widersprechende Kinderszahl, 1400 Kinder machen 60% der Gesamtbevölkerung aus! 1797 hatte Karlstadt 300 Schulkinder, d. h. Kinder im Alter von 6–12 Jahren (man mag annehmen, daß weitens die meisten Kinder damals zur Schule geschickt wurden); dazu kommen dann die Kinder im Alter bis zu 6 Jahren, für die man eine Zahl von 350 ansetzen darf. Diese 650 Kinder entsprechen einem Satz von 30%. Im Jahre 1475 soll also der Kinderreichtum die doppelte Höhe erreicht haben! Vielleicht liegt die Lösung darin, daß zu jener Zeit die „junge Welt“ zwar den Satz von 30% überstieg, daß aber daneben auch noch andere Minderjährige im Alter von über 12 Jahren an der Brotspende beteiligt wurden.

Für Volkach am Main überliefert uns ein vom Stadtschreiber Niklas Broß 1504 angelegtes und bemaltes Amtshandbuch<sup>3)</sup>, daß am Gründonnerstag und Ostern jenes Jahres 1200 Parafeln d. h. Hostien benötigt wurden. Die Stadt zählte also damals 1200 Kommunikanten. Nun betrug die Kommunikantenziffer Volkachs in den Jahren 1820–1832 durchschnittlich 1432, denen 2044 Einwohner gegenüberstanden<sup>4)</sup>. Das Verhältnis zwischen Kommunikanten und Einwohnern betrug also 7:10 (die Nichtkommunikanten, also Kinder unter 12 Jahren machten sonach auch hier 30% aus). Nehmen wir dasselbe Verhältnis bereits für das 15. und 16. Jahrhundert an, so erhalten wir 1504 in Volkach eine Zahl von 1700 Seelen (1800: etwa 1800, 1825: 2000, 1904: 1900).

Leider läßt sich vorläufig den beiden mitgeteilten Proben weiteres altes Vergleichsmaterial aus dem 16. Jahrhundert noch nicht zur Seite stellen, so daß der so erlehnte Schluß auf die Bevölkerungsbewegung der Zeit von 1500–1600 nur durch Vergleichung ergibt wird. „Die älteren Meinungen sind im wesentlichen die, daß es in Deutschland noch im 15. Jahrhundert eigentlich eine recht dünne Bevölkerung gegeben, die sich bis zu Anfang des dreißigjährigen Krieges stark vermehrte, dann aber während dieses Krieges auf einen unglänzlich geringen Betrag vermindert habe“:

<sup>1)</sup> Stadtarchiv Karlstadt a. M., Band Inhang Nr. 2.

<sup>2)</sup> Nach Sundschau, Verfügen von Franken.

<sup>3)</sup> Stadtarchiv Volkach B Nr. 2 Bl. 181; über Broß vgl. Bayerland 1913/4 Nr. 3.

<sup>4)</sup> Nach Schöns Nachrichten über Volkach im Archiv des histor. Vereins für den Untermainkreis Bd. II Heft 1 (1834) S. 142/3.